

Nr. 167. Bromberg, den 3. September 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Die Zwei waren Herr Götz von Ziatz und sein Knecht Kaspar. Da keiner ihn erlösen kam, hatte er sich selbst erlöst aus der Schmiede. Die Tür, die seine Herrin verschlossen, nein, die durfte der treue Knecht nicht aufbrechen. Aber er hatte sich unter der Tür durchgewühlt. Vielleicht hätte er es schneller tun können, denn er war rüstig, wo es galt; aber er mußte wohl Gründe dafür haben, daß er nicht schneller war.

„Nu sage mal, Kaspar, was das ist!“ sprach sein Herr, als er die letzte Erde von den Schultern schüttelte.

„Ja, ja,“ sagte der Knecht und kraute sich hinterm Ohr. „Hat mich ordentlich erschreckt. — Es wäre zu spät, sagte er.“

„Ich glaub's auch, Herr, nun ist's zu spät.“

Der Burgherr ward blaß. Hätte das der Knecht vorausgedacht, er würde es nimmer gesagt haben.

„Wenn Ihr Euch recht zusammennehmt und die Sporen nicht schont, dann könnt Ihr's vielleicht noch nachholen. Ich weiß nur nicht, ob's gut ist — 's ist auch kein Pferd da.“

Herr Gottfried schien nur die ersten Worte gehört zu haben. Er ließ das Kinn auf die Hand sinken, und so saß er träumend: „Wie soll ich mich denn zusammennehmen? Ist's einem denn noch nicht schwer genug gemacht — Kaspar, denkst du denn auch bisweilen?“

„Wenn's mir befohlen wird.“

„Das sag' ich ja auch. Aber — 's ist mir in den Magen gefahren.“

„Ihr solltet eins trinken auf den Schreck.“

Der Herr nickte ihm Beifall. Der Wein war süß, aber über die Lippen glitt etwas Bitteres dem guten Herrn Götz: „Als schnürte er mir die Kehle zu! Einmal war's mir doch, als stäk' ich schon in einem Brunnen.“

„Da muß man sich selber helfen,“ brummte der Knecht. „Ich stak auch tief, aber ich buddelte mir ein Loch, und da kam ich 'raus.“

„Du! — Sahst du denn ein Flämmchen?“

„Wie ich erst das Sonnenlicht sah, da ging's risch, rasch.“

Der gute Herr schüttelte den Kopf, so trübselig hatte er nie am Morgen nach einem guten Trunk ausgeschaut; nie hatte er den Knecht, auch in seiner weichmütigsten Laune, so weichmütig, nein, so wehmütig angeschaut.

„Kaspar! Wenn er nur das nicht von dem Brunnen geredet hätte! Weiß Gott, seit er das gesprochen, 's rührt sich alles in mir.“

„Ihr habt zu wenig aufs Essen getrunken.“

„Und wie er mich mit den gläsernen Augen ansah, mir war's doch wie in der Storkower Fehde, weißt du noch, als abends das Sandtreiben kam, und ich lag verwundet und ringsum kein Mensch, glaubte, es sei mein letzter Tag. Da dachte ich auch — Kaspar, toll ist er, aber 's ist mir, als ob's was wäre!“

„Ja, 's ist schon was“, sagte der Knecht.

„Nun sage mal, Kaspar! Hab's doch mein Lebtag nicht gehört: die Seele im Brunnen zugeschüttet! Werde ja an keinem Brunnen mehr vorbeigehn, daß mir's nicht über die Haut rieselt.“

Der Knecht Kaspar sann eine Weile nach, dann hub er an: „Ich meine so, gestrenger Herr, zweierlei. Das Denken ist schon gut, aber mancher Mann meint, daß er denken täte, und ist's doch nur, daß ihm im Kopfe 'rum surrt, was ein anderer vor ihm gedacht hat, und er hat's aufgeschnappt, er weiß nicht wie, und wenn's in ihm losgeht, dann schwört er Stein und Bein, 's wär' sein eigener Gedanke. Darum ist's kein so groß Unglück, wenn einer gar nicht denken tut. Und dann denk' ich, eins schickt sich nicht für alle. Wenn zum Exempel der Bauer immer denken wollte: warum sitzt der Junker im Schloß und trinkt, und ich muß rabotten und dürsten, oder der Pracher: warum muß ich nackt aufs Betteln gehn, und der Bürger liegt in der Wolle übers Ohr, da käm' alles aus dem Schick. Oder woher kriegten denn die Fürsten und die Hauptleute ihre Diener, so jedermann immer an seine Seele dächte und nicht an seines Herrn Vorteil. Dazu kriegen die Priester ihren Decem, und wollte jeder für seine Seele allein denken, möcht' ich mal sehen, ob sie den Priestern noch lange ihren Decem geben täten, und wenn die nicht ihren Decem kriegten, dann schrien sie Zeter, und wo die Zeter über ein Land schreien, dann kommt die Pestilenz und Interdikte, und was nicht alles.“

Herr Gottfried nickte zu dem allen, aber daß es grade der Hans Jochem war, und wo der es her hatte, das konnte er nicht begreifen.

„Wißt Ihr, Gestrenger, als der Kapuziner predigen tat zu Fasten, da sah's nachher bei uns doch aus wie ein Haferfeld, wo die Schloßen dreinschlugen. Es dauerte lang, bis das Volk die Köpfe wieder aufrichten tat. Der Junker Hans Jochem lachte dazumal, als die andern heulten und schrien. Nun mein' ich so: eingeschlagen hat's; beim einen schlägt's oben auf die Haut und beim andern unter die Haut. Bei dem, da sieht man's, hier aber sieht man's nicht. Wie war's mit dem Gewitter im Ruppiner Turm! Sie suchten's lang und fanden's nicht. Aber unterm Blech glimmte es fort, bis am dritten Tage die Sparren in lichter Lohe standen, da schlug's denn auch durchs Blech. Beim Junker hat's drei Monate unterm Blech geglimmt.“

„Kaspar, wenn's bei mir auch 'raus schlüge!“

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich, aber dafür mein' ich, läßt man den lieben Gott allein sorgen. Und was der fügt, das muß der Mensch nicht ändern. Und was man findet, das muß man nehmen. Warum wär' es sonst vor uns hingelegt? Und der Tisch ward nicht umsonst gedeckt, und der Wein ist auch nicht aus dem Keller geholt, damit er ausdunstet. Morgen ist auch ein Tag, und ein Sperling in der Hand besser, als eine Taube auf dem Dache.“

Herr Gottfried fand den Malvasier wieder süß. Da reichte er dem Knecht noch einmal die Hand und — „es sieht's ja keiner!“ dachte der gute Herr. Der Knecht mußte sich neben ihn an die Tischecke setzen. Malvasier auf den Lippen eines Knechtes! Aber ihre Seelen hatten sich gefunden. Der Herr ward froh, der Knecht ward traurig. Er wischte sich mit dem Finger ins Auge. „Nun steht die Welt auf dem Kopfe, mit meinem Herrn ist's aus.“ Das sprach er aber nur innerlich. „Kaspar, was sprichst du für dich?“ — „Ach, nicht für mich, Herr, 's ist nur — nur die armen Hühner! Wer streut ihnen Futter!“ — Herr Gottfried war ein Menschenfreund, aber die Tiere liebte er fast wie die Menschen: „Das arme Vieh hungert. Aber über die Brigitte, Donnerwetter, hat sie die Hühner vergessen! Wo ist sie denn?“ — Der Knecht erschrak. Wer nicht an Lügen gewohnt ist, hüte sich vor der ersten Lüge. „Sie wird schon kommen!“ — „Kommen — aber!“ sprach der Burgherr, und wieder eine lange, lange Reihe von Fragen stand auf den halbgeöffneten Lippen. Da goß der treue Knecht, der selbst nur am Becher nippte, den großen Pokal seinem Herrn voll, bis er schäumte.

Ein immer süßeres Lächeln breitete sich um die Lippen des Burgherrn, und was fehlt dem Bilde an stiller Zu-

friedenheit, wenn wir den ehrenfesten Ritter und seinen rauhen Knecht sehen in der Mitte der Hennen und Küchlein, die nach den Brotkrumen schnappen, welche beide ausstreuen, und einer lächelt den andern vergnügt an. „Put — put!“ waren die letzten vernehmbaren Töne aus den Lippen des Ritters, der, wenn man ihn zur rechten Zeit geweckt und nicht die Hosen fortgenommen hätte, jetzt in der Köpnicker Heide in Stahl und Erz zu Roß trabte, um — doch die Sonne neigte sich schon wieder. Der jetzt in tiefem Frieden schlummerte, säße vielleicht nicht mehr zu Roß, das fürstenmörderische Schwert in der Faust; die Hände auf dem Rücken gebunden, wanderte er gesenkten Hauptes, von höhnenden Schergen umgeben, dem Tore Berlins zu. Wohl dem, der ein treues Weib hat, das wacht, wenn ihr Mann schläft, das für ihn denkt, wenn der süße Wein seine Gedanken abwärts führt, und für ihn handelt, wenn es schlimme Händel gibt. Das treue Gesicht der guten Frau blickte jetzt vorsichtig durchs Fenster. Da winkte ihr der Knecht Kaspar vergnügt zu. Er hatte wohl das Tor knarren gehört. Und nun kamen noch viele neugierige Köpfe und blickten herein. Herr Gottfried sah sie nicht.

*

Das war wieder eine andere Sonne, die ins Fenster schien, als der Knecht die Tür zur Schlafstube ein wenig auftat und hineinrief: „Gestrenger, nun ist's Zeit zum Aufstehn!“

Als Herr Götz auffuhr, war das erste, was er zu Gesicht bekam, da er die Arme vorwarf, seine Elenshosen. Er betrachtete sie von allen Seiten, sie waren es. Er fuhr hinein, sie waren es. Er rieb sich die Stirn, sie blieben es. „Kaspar! Brigitte!“

„Was hast du wieder, mein Götz“, rief die Frau, so die Treppe eben heraufzukeuchen schien. Sie sah so ehrlich und treu aus.

„Glaube, ich habe geträumt!“ sagte Herr Götz.

„Das kommt schon, Herr“, antwortete der Knecht, der gar nicht den feinen, forschenden Blick seines Herrn zu verstehen schien, als der ihn wieder fragte: „Ob's denn zu spät ist!“

„Hab' dir zum Morgenimbiß ein Ferkelchen gebraten, Götz. Wenn du jetzt 'runter kommst, blitzt es und knuspert nur so. Auch Hirsebrei und geschmorte Pflaumen.“

Ein Ferkelchen und Hirsebrei! Und auf dem Hofe schupperte sich die Muttersau, und aus dem Stalle rauchte es, und — nicht die Tirolerdecke um die Schultern, in seinem Wollenwams war Herr Gottfried, er wußte noch nicht wie, die Treppe hinunter. Da küßte ihm Eva die Hand und dann die Backe, und wünschte ihm guten Morgen, und die Frau rückte ihm den Stuhl an den Tisch, und so zierlich und niedlich rauchte es vor ihm in der Schüssel.

„Ich dachte, ihr wärt —“ sprach der Burgherr, aber die Frau sagte ihm, der Braten würde kalt werden; und in häuslichen Angelegenheiten ist es gut, wenn ein Mann seiner Frau folgt. Und doch, wunderbar, er war schon mitten im Ferkelchen, als er wieder fragte: „Ich dachte, ihr wärt alle aus —“

„Sind wieder heimgekehrt, als es dunkelte. Du schliefst schon. „Schon!“ Herr Gottfried vergaß auf einen Augenblick das Ferkelchen und das Zerbster Bier; er lehnte sich zurück und hielt mit beiden Händen die Stirn: „Aber wie ist mir denn! Also das war auch nichts, der Malvasier und der tiefe Brunnen — aber die Flämmchen und der schwarze Maulwurf!“

„Vater, das hast du geträumt.“ Eva streichelte mit ihren kleinen Fingern seinen Bart.

„Das also! Aber —“

Und plötzlich sprang Herr Gottfried auf. Alle erschraken und sahen sich bedenklich an, da er forteilte. Aber die Edelfrau flüsterte ihrer Tochter zu: „Ich habe sie gewaschen und ausgebügelt.“

Der Ritter kehrte wieder, seinen Büffelhandschuh in der Hand, und sah ihn und fühlte ihn an und schüttelte den Kopf, dann sank er in den Stuhl: „Das also auch ein Traum! — 's ist wunderbar!“ aber unlieb schien es ihm nicht. „Wenn das nur nicht auch ein Traum ist!“ setzte er hinzu und sah ängstlich um sich her.

Nein, das war kein Traum, die Frau war so lieb und gut, und die Eva und das Ferkelchen so weich, es zerging ihm auf der Zunge. Seit langem entsann er sich nicht, daß er mit so gutem Appetit gegessen.

Aber es war doch etwas anderes geworden, es war mit ihm etwas vorgegangen. Er saß stundenlang, den Kopf im Arme, und stierte auf einen Fleck und schüttelte den Kopf. Und als ihm die gute Frau erzählte von ihrem Hans Jürgen, wie er dem Kurfürsten das Leben gerettet, und der Kurfürst ihn darauf in so jungen Jahren vorm ganzen Hofe zum Ritter geschlagen, und wie von der Kanzel herab in Berlin von ihrem Neffen gepredigt worden, und wie der Kurfürst ihn in sein Gefolge genommen und für ihn zu sorgen versprochen, und es könne noch ein großer Herr aus ihm werden mit der Zeit, und mit der Zeit vielleicht sonst auch noch was, wobei sie auf die Eva schelmisch blickte und die Eva hochrot wurde, aber doch schmunzelte — da hörte es Herr Gottfried ruhig an und sagte: „Wenn's nur nicht auch ein Traum ist.“ Nachts fuhr der Mann, der einen sehr festen Schlaf hatte, daß ihn das Knallen einer Donnerbüchse nicht weckte, beim geringsten Geräusch auf und klagte, er sei in einen tiefen Brunnen gefallen, und wenn sie ihm vernünftig zugeredet, ward er wohl still, aber er weinte auch still, und sie hörte ihn die Worte sagen: „Ach, es ist doch zu spät.“

Da war der Frost gekommen und mit ihm der Ritter Hans Jürgen nach Hohen-Ziatz. Auf dem Eisspiegel der Wiesen lief das junge Volk im hellen Sonnenschein Schlittschuh, und Herr Gottfried und seine Frau sahen von der Mauer zu.

„Sieh, Götz, wie zierlich der Jürgen die Eva führt. Wer hätt's ihm angesehn! Wenn sie so bei Hofe tanzen, als jetzt auf dem Eise, was werden sie sprechen: Das ist ein schmuckes Paar!“

„Ein Paar!“ rief Herr Götz. „Kinder! Die können ja noch nicht denken!“

Was soll draus werden, wenn's so fortgeht, hatte Frau von Bredow gedacht. Zuweilen dachte sie auch, es wäre doch gut gewesen, wär' der Dechant geblieben. Er hätt's ihrem Herrn ausreden können, daß einer, der sein Lebtag nicht ans Denken gedacht, drei Schritt vor der Grube anfangen will.

„Ketten und Kerker und bösen Leumund hat er überstanden, aber daran stirbt er mir noch“, hatte Frau von Bredow gedacht. Da kam ihr recht zum Trost ein lieber Besuch ins Haus, aus Schlesingen, der Ritter Hans von Schweinichen. Alle Welt kennt den Ritter Hans von Schweinichen, der durch die Welt geritten ist, er vorne, sein Knecht hinten; und wenn er etwas wankte, ritt der Knecht ihm zu Seiten. Seinesgleichen sollte man weit und breit suchen. Vierzehn Tage hintereinander verstand er wie ein Edelmann zu trinken, und wenn er nüchtern ward, schrieb er's in sein Tagebuch, wo man's noch heute lesen kann, und in jedem Jahr, wenn's zu Ende ging, hatte er aufgeschrieben, was der Roggen gekostet und der Hafer auf den Märkten. Herr Götz und er hatten einst gute Freundschaft gemacht in Kottbus an einem Fürstentag, da man sie beide nach einem guten Rausch in eine Kammer und in ein Bett trug. Das wollten sie nie vergessen, hatten sie sich zugeschworen. Nun, da Herr Hans zum Besuch ritt nach Zisar zum Bischof Scultetus, seinem Landsmann, der ihn eingeladen, um mit ihm einen guten Trunk zu tun, wollte er vorher bei dem alten Freunde einsprechen. Da war große Freude, und Herr Götz und sein Ehegemahl ließen ihn nicht fort, er mußte an vierzehn Tage bleiben; und was die alten Freunde da miteinander getrunken und gesprochen, das läßt sich besser denken als erzählen. Niemand aber war froher als Frau von Bredow, da sie ihren Eheherrn wieder so froh sah, und sie hatte nur Furcht, daß, wenn der liebe Gast fort wäre, er wieder in seinen Trübsinn verfiele; darum teilte sie dem Ritter Hans ihre Bekümmernis mit und fragte ihn, wie er's denn mache, daß er immer guten Mutes bleibe, wie ein Edelmann muß, und doch täte er nicht allein denken, sondern er schreibe sogar seine Gedanken nieder, und auf Papier.

„Meine liebe Frau von Bredow,“ sagte Herr Hans von Schweinichen, wie er's auch sonst oft gesagt hat: „Was uns kommt, kommt nicht von uns, sondern vom lieben Gott. Wenn ich einen guten Rausch gehabt, hat's der liebe Gott so gefügt, und da ich um mein liebstes Ehegemahl anhielt, hat er's auch so gefügt; denn wüßte sonst nicht, wie ich zum Mut kommen, daß ich sie fragte, willst du mich? Da ich doch bei unterschiedlichen andern hübschen und adligen Weibsbildern, so ich viel lieber gehabt, ehedem, nicht den Mund auftun konnte. Wer sollte mir also da den Mund aufgeschlossen haben, als der ihn mir auch vorhinnen verschloß, der liebe Gott? Item wird es auch mit dem Denken und dem Schreiben sein. Kümmert Euch also, liebwerte Frau Gevatterin, gar nicht darum. Wenn's Herrn Gottfried treibt, daß er denken muß, so hat's der liebe Gott gefügt, und wenn die ganze Welt anfinge zu denken auf eigene Hand, so müssen wir denken, als gute Christen, der liebe Gott hat's nun mal gewollt.“

„Was kannst du nun mehr wünschen?“ sagte Eva, da sie Hans Jürgen ein Stückchen durch die Kiefern zum Abschied begleitet. Er führte sein Roß am Zaum, solange er neben ihr herging.

Da kratzte er sich hinterm Ohr und sah sie eigens an.

„Brummbär! Noch nicht zufrieden?“

„I ja, Eva, es wäre schon.“

„Du, weißt du noch, wie du am Fließ Wache standst“ — sie sprach es nicht aus; wovor der arme Junge Wache gestanden — „und jetzt, jetzt bist du eigentlich was von einem Geheimen Rate und bei deinem Kurfürsten!“

„Eva, ich meine so, es hat jedwed Ding zwei Seiten. Von der einen sieht's so aus und von der andern so. Schau da die alten Kiefern, nun die Abendsonne drauf scheint, ist's

so lustig gesprenkelt vom Wipfel bis zur Wurzel, als wären's Rosenstengel, und man möchte immer den Finger dran tupfen, daß er auch rot wird. Aber ist die Sonne ein Weniges gesunken, werden sie grau und knarren, und man müßt' auch 'ne Kräh' sein, um sich gern drein zu schaukeln."

„Der Kurfürst ist dir immer gut, Hans Jürgen; er lächelt dir immer zu wie rosenrot. Hast's selbst gesagt."

„Das ist's eben, Eva. Wenn einer immer zu einem lächeln tut, und unsereinem ist nun nicht zum Lachen! Nun hast du schon recht, ich darf sprechen, wie mir um's Herz ist. Oder, wie er sagt, sprich wie dir der Schnabel gewachsen ist. Nun ist mir aber manches Mal so zumut, wie ihm nicht zumut ist, und was ich denke, das denkt er nicht; oder was er denkt, das denke ich nicht. Wenn ich's nun 'raus sage, daß mir was nicht gefällt, und das ist oft gar viel, so würde ich das ganz recht finden, wenn er wieder 'raus führe und sagte: Du verstehst das nicht, drum halt' dein Maul. Denn es ist richtig, ich versteh' vieles noch nicht, aber ich will es lernen; und er könnt' es mich besser lehren. Aber er läßt mich schwatzen und reden, wie das nun ist, und dann sieht er mich so von oben freundlich an, wie die Sonne ein Mühlrad, und mir ist's, als spräche er bei sich: „Kann der kleine Hund bellen! Gottes Wunder! Daß ich, der alles weiß, und besser als alle anderen, auch solche Stimme anhören muß!" — Sieh' mal, Eva, da ist mir denn auch manchmal so kurios zumute und gar nicht so, wie die Sonne auf die Kiefern scheint, als knarrten die Äste in mir, und die Krähen krächzten: Du bist doch auch ein Mensch von Gott gemacht als wie der, und was ein Mensch nicht findet, das findet der andere; darum soll kein Mensch dem andern zu niedrig dünken, daß er nicht auch von ihm was anhören könnte und lernen dazu, und eines Menschen Stimme, wenn er auch nicht schön spricht und nicht so hohen Verstand hat, ist doch mehr als ein Mühlrad, auch wenn die Sonne drauf scheint."

Da der Ritter Hans Jürgen aufs Roß sich geschwungen, und nun auch ganz purpurbeschienen durch die hohen Kiefern ritt, glühte auch Evas Gesicht, ob's von der Abendsonne war oder von der Freude, ihm nachzusehen? Aber, als hätt's ein Kobold ihr angetan, unterkreuzte das hübsche Kind die Arme, und ein schelmisch Lächeln schwebte um ihre Rosenlippen, als sie mit einem Male die Worte des Kurfürsten wiederholte: „Kann der kleine Hund auch bellen?" Doch wie erschrocken, daß er's gehört haben könnte, oder erschrocken vor sich selbst, verstummte sie, und als wollte sie's wieder gutmachen, warf sie ihm Kußhände nach. „Ach, du lieber Hans Jürgen, ich bin dir doch so gut", das hörte er nicht, aber er sah, wie sie, auf den Zehen sich hebend, mit dem Tüchlein wehte, und wehte wieder mit dem Federhut, bis er an den Fichten verschwand. Wie lange stand sie noch da in der einsamen Heide, als lauschte sie dem Abendwind, der in den Wipfeln spielte. Ein anderer hätte sich gefürchtet, sie lächelte immer holder, als horche sie in dem Surren und Summen und Säuseln in der Heide, die jetzt grau ward, auf einen Brautgesang, den gute Geister anstimmten.

—:: Ende. ::—

Vision auf Sylt.

Von Hans Bethge.

Ich wandere am Sylter Strande, eine gute Strecke nördlich von Westerland, und denke an tausend Dinge. Mein Kopf ist etwas nach vorn geneigt, mein Auge ruht auf dem Sande, plötzlich mache ich halt. Ich kann den Blick nicht von einer Stelle des Strandes vor mir wenden. Ich stehe in einem Bann, die Stelle gibt mich nicht frei, fast unbewußt starre ich unausgesetzt auf sie nieder. Die Stelle hat durchaus nichts Sonderbares, aber ich kann, ich kann mich nicht von ihr trennen. Ich lenke das Auge gewaltsam aufs Meer hinaus, — immer wieder schweift es auf die Stelle zurück. Ich möchte weiter wandern, es geht nicht. Ich denke nach, was es sein könnte, ich finde keine Lösung. Ich muß bleiben. Ich steige die Düne hinan und strecke mich oben aus, wo ich den Flecken immer vor Augen habe. Das Meer liegt glatt wie ein Teller und funkelt. Während die Sonne untertaucht und der silberne Klang der Brandung heraufdringt, ersinne ich dies:

Sie waren zwei in Treue verbundene Freunde und teilten Kummer und Lust. Sie hatten eine helle Jugend, ihre Eltern waren reich, es stand ihnen alles zu Gebote, ihr Wissen zu erweitern und durch die Erfahrung zu lernen. Sie reisten zusammen in fremde Länder, sie studierten auf den gleichen Universitäten, sie hatten die gleichen Neigungen des Wissens und schickten sich an, zu gleicher Zeit ihre Examina zu absolvieren. Orest und Pylades nannte man sie.

Eines Tages gingen sie zusammen auf Jagd. Durch ein unseliges Versehen entlud sich die Büchse des Orest; die Kugel traf Pylades, dieser sank lautlos nieder. Orest ließ die Büchse zu Boden gleiten, dann blieb er ohne Regung stehen wie eine Bildsäule. Er sah nicht auf seinen toten Freund, der vor ihm lag, er verzog keine Miene, er sah nur in die Ferne, wo ein Brand zum Himmel schlug, und der Himmel war schwarz, und die Erde war schwarz, nur da hinten der Brand, der blutige Brand...

Man brachte den Irrsinnigen in eine Anstalt, die Ärzte gaben Hoffnung auf Heilung. Geraume Zeit gelangte er nicht zum Bewußtsein des Geschehnisses. Er blieb stumm, teilnahmslos gegen alles und magerte furchtbar ab, denn er vermochte niemals zu schlafen. Endlich, in der Zeit seiner größten Schwäche, begann sich der Geist zu lichten. Erst ahnte, dann wußte er, was geschehen war. Nun kamen auch die Tränen. Die entsetzliche innere Erregung und Zerrüttung, der er anheimfiel, rieben seine Nerven völlig auf, er wurde aufs Krankenlager geworfen, und die überstandenen Leiden seines Geistes erschienen gering gegen die, welche sein zarter Körper zu erdulden hatte.

Aber er überwand auch sie. Langsam, langsam ging es zur Besserung. Wie ein Kind wurde er gepflegt, sein ganzes Empfinden war das eines Kindes geworden. Jede Erinnerung an den Toten mußte mühsam ferngehalten werden. Man durfte ihm nur von dem blühenden Leben sprechen, sonst trübten sich seine Augen, sein Mund verstummte, und das Fieber stellte sich ein.

Als er einigermaßen wiederhergestellt war, so daß er wieder fremde Menschen sehen und ihre Blicke aushalten konnte, schickte man ihn nach Sylt, damit er dort neue Kräftigung fände. Er traf hier keinen Bekannten, und die Meerluft war seinen Nerven Erquickung, das fühlte er schnell. Er war meistens allein, jede nähere Bekanntschaft vermied er, und die Leute fragten einander, wer der junge Mensch sei, der so bleich ausschaue und niemals lächle und immer einsam sei.

Eines Tages entfernte er sich spazierengehend vom Westerländer Strande nach Norden hinauf. Er sah nachdenkend vor sich nieder und sog zufrieden die würzige Luft ein. Nun hob er arglos den Kopf, jäh blieb er stehen. Er erbebte bis auf die Knochen. Alles Blut strömte ihm zum Herzen, und zum zweitenmal in seinem Leben sah er in der Ferne einen Brand, der zum Himmel schlug, und der Himmel war schwarz und die Erde war schwarz, nur da hinten der Brand, der blutige Brand...

Vor ihm lag eine Leiche, die das Meer angespült hatte. Sie zog ihn zu sich, sie ließ ihn nicht, er sah eine kleine Öffnung in ihrer Brust wie von einer Kugel...

Er schlug über den feuchten Körper hin, das Blut quoll ihm aus Mund und Nase, in all seinen Gliedern...

— — — — — — —

Surrrrrrr. Eine Bekassine saust hinter mir auf. Holla, was war das für ein nichtswürdiges Bild, das ich soeben dort unten am Strande sah? Diese Stelle da, diese törichte Stelle...

Ah — bah! Ich springe auf. Ich spüre in den Augen eine Müdigkeit, — habe ich geträumt? Langsam schreite ich dem Westerländer Strande zu. Aber ich wende mich noch einige Male um und spähe nach der Stelle im Sande zurück, dieser merkwürdigen Stelle, dieser unheimlichen Stelle, die der Teufel holen mag. —

— — Zwei Tage später lese ich in der Zeitung: „Am Freitag wurde nördlich von Westerland am Strande eine Leiche aufgefunden, die das Meer angeschwemmt hatte. Ein junger Mensch, der sich zur Heilung hochgradiger Nervosität in Westerland aufhielt, lag besinnungslos drüber hingestreckt. Welcher Zusammenhang zwischen ihm und dem Toten besteht, und ob es überhaupt einen solchen gibt, ist bisher nicht zu ermitteln gewesen, denn der Kranke ist noch nicht zur Besinnung zurückgekehrt."

Und etwas tiefer: „Der junge Mensch, welcher am Freitag zugleich mit der angeschwemmten Leiche nördlich von Westerland aufgefunden wurde, ist, ohne zur Besinnung zurückgekehrt zu sein, verstorben. Sein Leichnam wird nach Berlin überführt." —

Ich weiß genau, daß das Unheil an der Stelle geschehen ist, in deren Bann ich vorgestern jene seltsamen Vorstellungen hatte.

Das Faszistenlied vor Gericht.

Das faszistische Italien hat ein schwerer Schlag getroffen. Ihr Heiligtum, ihr Herrlichstes, ihre Sieg- und Triumphfanfare, die Giovinezza, die Italien vom Nordrand der Alpen bis hinunter an die Südspitze Siziliens durchklingt, ist geklaut. Bis jetzt haben sie wie ja alles, was in der Welt an Genialem, Großartigem und Außerordentlichem ist, für sich beansprucht und als eine Frucht des italienischen Geistes und der italienischen Seele gepriesen. Und nun muß gerade das, worauf sie ganz besonders stolz sind, das Lied der ewigen

Jugend, ihre Giovinezza, einen Wermutstropfen erhalten. Es ist gar keine italienische Melodie, sondern zur Hälfte eine deutsche. Man sieht, ohne die Deutschen können die Italiener nun einmal nicht existieren.

In Florenz streitet man sich vor den Gerichten hin und her, wer der Autor der Faszistenhymne sei. Auf der einen Seite steht der Komponist Giuseppe Blanc und behauptet, der Florentiner Manno Manni, der die Nutznießung aus der riesigen Verbreitung dieses Liedes hat, habe die Hymne aus seiner Operette „Das Fest der Blumen“ entnommen und verwertet. Dann hätten es die Soldaten im Kriege gesungen, und danach sei das Lied von den Faszisten zur offiziellen Hymne erhoben worden. Einmal wurde Herr Manni bereits von einem florentinischen Gericht wegen geistigen Diebstahls verurteilt, aber das Appellationsgericht sprach Manni frei mit der Begründung, daß seine Handlung kein Verbrechen darstelle. Kein Wunder: das florentinische Appellationsgericht wird sich hüten, zu sagen, dieses Plagiat sei ein Verbrechen, da Herr Manni den Nachweis erbrachte, der Komponist Blanc hätte die Hauptmelodie aus einem schönen deutsch-schweizerischen Volkslied „Die Mädchen von Emmenthal“ gestohlen. Die Mädchen von Emmenthal werden sich freuen, daß sie so populär geworden sind. Aber wie wäre es, wenn die nun wiederum Klage gegen Herrn Blanc und die Faszistenverbände wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen erheben würden. Sei es, wie es sei: blamabel ist die Sache, und für die Faszisten wäre es höchste Eile, ihre „Giovinezza“ zu entthronen, da sie übermäßig viel deutsches Blut in ihren musikalischen Adern hat.

Schck.

 Bunte Chronik 

* **Platinentdeckungen eines deutschen Forschers.** Vor dem Weltkrieg brauchte die gesamte Menschheit jährlich 7000 Kilogramm Platin. Seit die Erzeugung des Uralplatins wegfiel, wurde dieser Bedarf nicht wieder gedeckt. Das wirkte sich im Preise aus, denn der Weltmarktpreis stieg von sechs Mark auf fünfzehn Mark. Und da man das Platin bis jetzt nur in Sanden und Kiesen, also in sogenannten Seifen fand und daraus gewann, entstand die Gefahr, daß die Vorräte erschöpft würden. Nun hat ein deutscher Bergassessor H. Merensky Lagerstätten platinhaltiger Gesteine in Transvaal gefunden. Neben Platin fanden sich Palladium, Iridium, Osmium, Rhodium, Ruthenium in solchem Maße, daß man diese seltenen Metalle, voran das Platin, unmittelbar aus dem Gestein gewinnen kann. Das Gebiet, in dem das Platin gefunden worden ist, umfaßt 80 000 Quadratkilometer. Es gibt röhrenförmige Vorkommen, alte Vulkanschlote mit Oliviafelsen und dann lagerartige Auftreten in Schichtform, gekennzeichnet durch den Tiger-Urrit. In den Schloten findet sich das Platin in Kristallen und Körnern von sieben Millimeter Durchmesser. Es findet sich im Durchschnitt auf eine Tonne Gestein eine Platinmenge von 8—18 Gramm. Beim schichtenförmigen Auftreten kommt das Platin als Arsenverbindung mit schwefeligen Nickel-Kupfererzen zusammen vor, und zwar ist es in diesen Erzen fein verteilt. Man hat pro Tonne 5—10, mitunter auch 13—20 Gramm Platin gefunden. Diese Platinlager wies man bis jetzt auf einer Länge von 200 Kilometer nach. Auch in Seifen findet sich Platin. Die Bodenverhältnisse lassen ein günstiges Aufschließen und einen guten Abbau voraussagen.

*

* **Lippen und Charakter.** Man nimmt vielfach an, daß man den Charakter eines Menschen am besten in den Augen ergründen könne, am Glanz, an der Offenheit des Blickes usw., die man psychologisch deuten will. Richtiger dürfte es sein, aus den Lippen den Charakter festzustellen. Mädchen, die darauf bedacht sind, einen Mann zu finden, müssen darauf sehen, so schreibt ein englisches Blatt, daß sie sich hüten vor Männern mit niedergezogenen Mundwinkeln, denn diese weisen auf ein jähzorniges Temperament. Wenn die Winkel sehr stark in die Höhe gehen, so drückt dies Leichtsinnigkeit aus. Sehr rote, dünne Lippen deuten auf Hartherzigkeit, eine Unterlippe, die nach unten hängt, weist auf Mangel an Pflichtgefühl. Menschen mit einer langen dünnen Mundlinie, die zwischen den Lippen scharf hervortritt, sind gewöhnlich selbstsüchtig und herrisch. Die Lippen, die den besten Charakter verraten, sind nicht zu dünn, symmetrisch und mit einem leichten Anflug aufwärts in den Winkeln. Sie deuten einen aufgeräumten Charakter an.

*

* **Umfangreiche Post.** In der Nähe von Kultepe bei Cäsarea im ehemaligen Assyrien hat der Archäologe Hrozny Ausgrabungen von großer Wichtigkeit gemacht, er fand nämlich die Korrespondenz altassyrischer Kaufleute. Diese schrieben damals ihre Briefe auf Tontäfelchen und benutzten als Briefumschläge Tonkästchen, auf denen Name des Absenders, Empfängers und Überbringers eingegraben war. Da die damaligen Kaufleute aber nicht nur alle Briefe, die sie erhielten, aufhoben, sondern sich auch von allen Schreiben, welche sie selbst verfertigten, „Durchschläge“ machen ließen (das heißt, sie ließen den Brief noch einmal auf ein anderes Tontäfelchen einritzen), kann man sich vorstellen, daß in einem großen Handelshaus ganze Kellersäle benötigt wurden, um diese umfangreiche Post aufzubewahren.

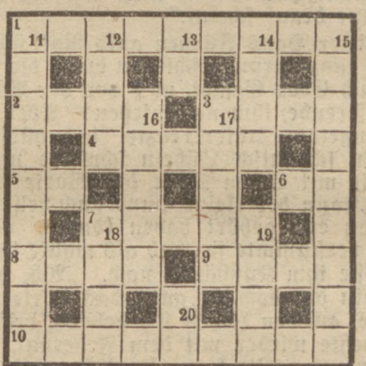
Lustige Rundschau 

* **Der Feuerschlucker.** Auf der Kiliansmesse stehe ich vor der Bude eines Feuerschluckers. Er schluckt auch Nägel, Nadeln und sonstige unverdauliche Dinge. Nach der Vorstellung beobachtete ich, wie der Künstler ein so brummiges Gesicht macht. Ich nehme ihn beiseite und frage ihn, wo ihn der Schuh drücke. Er müsse sich doch freuen, denn er werde bewundert und beklatscht. — „Das schon“, bekennt der Feuerschlucker, „aber der Prinzipal ist oft übel gelaunt. Was meinen Sie, lieber Herr, was man da alles hinunterschlucken muß.“

Igl.

Rätsel-Ecke 

Kreuzwort-Rätsel.



Von links nach rechts:
1 = Zeitpunkt im Jahre,
2 = gemauerter Wasserbehälter, Kriegsgerät,
3 = Gebetsschluß,
4 = Erscheinung beim Schlafen,
5 = Nahrungsmittel,
6 = Ausruf,
7 = männl. Name,
8 = dritter Ton in der Folgereihe der Töne,
9 = Blume,
10 = Land im Norden.

Von oben nach unten:
11 = besond. Tag im Jahr,
12 = Münze,
13 = deutsches Flächenmaß,
14 = Tier,
15 = Tag in der Woche,
16 = Spende,
17 = Verfasser,
18 = männl. Name,
19 = Drama Ibsens,
20 = Verhältniswort.

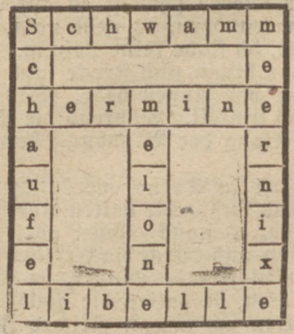
*

Rätsel.

Mir r pflückt ich's vom Baum gewandt,
Es hat mir gut geschmeckt,
Doch stach dabei es in die Hand
Mit e mich als Insekt.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 161.



Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.